

Kultur



Grosse Gesten: Dave Gahan, Frontmann von Depeche Mode, im Stade de Suisse. Foto: Marcel Bieri (Keystone)

Wenn dem Synthiepop Muskeln wachsen

Die Gruppe Depeche Mode hat das Stade de Suisse heimgesucht und bewiesen, dass man ein Fussballstadion auch ohne Anbiederung erobern kann.

Ane Hebeisen

Was ist bloss in diesen Mann gefahren? Ist das wirklich Dave Gahan, der uns hier den grossen Rockstar turnt? Mit all den Gesten, die es im Stadion-Rock-Repertoire so gibt, inklusive Mikrofonständer-auf-den-Bühnenboden-Stampfen, Oberkörper-Entblössung, Hüpfen-über-den-Laufsteg und vielem mehr? In der Zeit, in der seine Gruppe Depeche Mode gross geworden ist, war ihm solcherlei noch fremd. Der Synthiepop der Achtzigerjahre, den Depeche Mode miterfunden haben, war eine eher hüftlahme Angelegenheit (mal abgesehen von der geschmeidigen Beckenrotation der New Romantics, die für die auffallende Massierung an Bandscheibenvorfällen alternder Aktivisten verantwortlich gemacht wird). Die vier tipptopp zur 80s-Discotauglichkeit aufgedonnerten Wohlstandslimchen aus Essex taten sich durch allerlei hervor, nicht aber durch eine besonders gut gelebte Körperlichkeit.

Doch was Dave Gahan auf der Bühne vollführt, ist auch in der Musik von Depeche Mode auszumachen. Sie ist körperlich geworden, stellenweise gar richtig muskulös. Der Zuzug des Schlagzeugers Christian Eigner erhebt die erstaunlich gut gealterten Gassenhauer in eine Beinahe-Stadion-Rockigkeit. Wurde auf dem

neuesten - mittlerweile 13. - Studiotonträger noch sorgfältig an einem düster-schicken elektronischen Sound-Design gewerkelt, wird in der Live-Umsetzung weniger filigran zu Werke gegangen. Des Öfters hängt sich Martin Gore die Gitarre um den Hals, es werden Power-Akkorde ins Oval gewuchtet, und auch im Programming wird mit gröberen Sägezähnen gearbeitet. Eine Raubeinigkeit, die Depeche Mode ausgesprochen gut steht.

Keine Hitmaschine

«Welcome to My World» ist der Song, mit dem Depeche Mode ihr Publikum begrüßen. «Lass deine Tranquilizers zu Hause. Du brauchst sie nicht mehr», heisst es da unter anderem. Das 39 000-köpfige Auditorium im Stade de Suisse scheint diese Anregung beherzigt zu haben. Es bejubelt die erfolgreichste Elektro-Band aller Zeiten vom ersten Ton an in fast schon sektenartigem Überschwang. Vor 33 Jahre Musikgeschichte mitgeschrieben und dabei über 100 Millionen Tonträger abgesetzt hat, würde keine Mühe bekunden, abendfüllend Hit an Hit zu reihen. Doch die Set-Liste der «Delta Machine»-Tour birgt so einige Überraschungen. Da ist das reichlich gefühlsdusselige Intermezzo, in welchem Martin Gore das Gesangsmikrofon okkupiert und die ent-

behrlichen Nummern «Higher Love» und «When the Body Speaks» zur Aufführung bringt. Und das unscheinbare Liedchen «Halo» vom Album «Violator», das selbst unter den eingefleischten Depeche-Mode-Befürwortern ein Randständigendasein fristet, wird im Remix der englischen Gruppe Goldfrapp dargebracht, ohne dabei grössere Ausstrahlungskraft zu entfalten. Auf der anderen Seite sind da Jahrhundertnummern wie das muntere «Just Can't Get Enough», das mit knurrigen Bässen renovierte «Walking in My Shoes» oder das knochentrockene «Personal Jesus», das bekanntlich sogar von Johnny Cash gecovered worden ist.

«Pain and suffering in various tempos», stand auf dem vorletzten Album von Depeche Mode noch im Kleingedruckten geschrieben. Auch wenn ihr Berner Konzert durchaus seine ausgelassenen Momente hat, wohnt in dieser Band immer noch genug Kunstwollen, um nicht zur blossen Hitmaschine zu verkommen. Und so bringen Depeche Mode in den über zwei Stunden ihres Konzerts ihre augenscheinlichste Qualität zur Meisterschaft: die Fähigkeit, der Gravitation der Niederlagenheit euphorisierende Popmelodien entgegenzustemmen. Synthiepop ist das nur noch selten. Es ist viel besser, es ist viel grösser als das.

gar nicht erst gegrüsst, sondern direkt und hart am Arm gepackt, «Venez par là, Ludwig» gebrummt, mich aufs Set genötigt und die gesamte Szene penibel vorgemacht. Ich hasse es, wenn Regisseure alles vormachen. Da fühlt man sich wie eine menschliche Intarsie, wie ferngesteuerte Biomasse zur Belebung ambitionierter Projekte. Da muss ich wohl durch, dachte ich, notfalls mit dem Blick



Aussteigen, brüllen und schiessen; mir ist schlecht.

fest auf die Gage gerichtet - und meiner Filmografie schadet es auch nicht, dachte ich leicht verschämt, dass fortan der Name Godard drinsteht. Wir drehen die Szene zwanzig Mal, als meine Frau agierte die makellose Heloïse Godet, sie spielte nicht, schönte vor sich hin und war rätselhaft gut. «Pour faire un film, il suffit d'une arme et d'une femme», lautet ein bekanntes Zitat von Godard. Meine Pistolenszene mit der schönen Heloïse dürfte demnach zur Konsolidierung dieser simplen Maxime nachhaltig beigetragen haben.

Monsieur erzählt einen Witz

Was wir exakt spielen, weiss niemand so richtig. Figurenprofil, Biografie, Charakter? Mitnichten. Ich bin ein Mann, der wütend auf seine Frau ist, weil sie sich mit einem andern auf der Parkbank trifft. Punkt. «C'est tout ce que tu dois savoir», meinte der Assistent lapidar. Warum eigentlich nicht, denkt man sich, das ist doch mal was anderes. Das Skript von Godard lässt auch anderweitige Fragen völlig offen. Nebst sibyllinischen Texten prangen da vom Meister handgefertigte Collagen und Bildbasteleien, das Skript mutet wild, wüst und wunderbar an, ein Kunstwerk. Godard hat auch mein Porträt eingeklebt und einen Schnurrbart unter meine Nase gemalt, ich erinnere ein wenig an Hitler.

Am letzten Drehtag schaffe ich es, Godard in ein Gespräch zu verwickeln. Die

Kulturnotizen

Sommerkonzert JSO Nathalie Mittelbach statt Ursula Füri-Bernhard

Anders als vorgesehen wird die Sopranistin Ursula Füri-Bernhard am Sommerkonzert des JSO am 8. Juni im Konsi Bern (19.30 Uhr) nicht auftreten. Stattdessen wird Nathalie Mittelbach, die Gewinnerin des letztjährigen Concours Ernst Häfliger, die Wesendonck-Lieder von Richard Wagner singen. (klb)

Museum

Norwegen baut neues Nationalmuseum in Oslo

Neben dem geplanten Munch-Museum soll in Oslo auch Norwegens grösstes Kunst- und Kulturzentrum entstehen. Das neue Nationalmuseum für Kunst,

Architektur und Design soll vier Museen unter einem Dach vereinen: die Nationalgalerie, das Museum für dekorative Künste und Design, das Museum für zeitgenössische Kunst und das Nationalmuseum. Das Parlament hat das Projekt, das mit geschätzten Investitionen von 700 Millionen Euro direkt am malerischen Hafen der Hauptstadt gebaut werden soll, jetzt auf den Weg gebracht. Die Baumeister dafür kommen aus Berlin: Die Architekten Jan Kleihues und Klaus Schuwerk hatten 2010 den Architektenwettbewerb gewonnen. Die Fertigstellung des Neubaus ist für 2019 geplant. Bis 2018 soll in Oslo ausserdem ein neues Museum für die Bilder des expressionistischen norwegischen Malers Edvard Munch errichtet werden. Das Gebäude wird direkt am Wasser gebaut und soll 225 Millionen Euro kosten. (sda)

Das Theater als Elixier und als Lebensersatz

Ein Schauspieler tritt von der Bühne ab: «Notausgang» im Theater an der Effingerstrasse.

Charles Linsmayer

In einer schäbigen Künstlergarderobe bereitet Curd Hagen sich auf seinen letzten Auftritt als Bruscon in Thomas Bernhards Komödie «Der Theatermacher» vor. Hagen ist mit Leib und Seele Schauspieler und tut sich schwer damit, die Bühne, die sein eigentliches Zuhause war, für immer zu verlassen. Dabei vermischen sich seine Aussagen und Empfindungen immer stärker auch mit denjenigen von Bernhards Bruscon und dessen Wüten gegen eine banausische, dem Theater feindlich gesinnte Umwelt. Zu denjenigen von Hagen und Bruscon kommt aber noch eine dritte Rolle hinzu: jene von Hans-Joachim Frick selbst, der die Erfahrungen aus einem sechzigjährigen Schauspielereleben in Zürich, Düsseldorf und nicht zuletzt am Stadttheater Bern mit einbringt, wo er bis 2001 32 Jahre zu den Publikumslieblichen zählte.

Grossartiger Hans-Joachim Frick

Markus Keller, der das Stück nicht nur geschrieben hat, sondern bei der Uraufführung im Theater an der Effingerstrasse auch Regie führt, konnte sich zwar auf Fricks Memoiren stützen. Aber es ist ihm in der Verbindung mit Bernhards «Theatermacher» und eigenen brillanten Einfällen gelungen, aus den verschiedenen Elementen ein satirisch-humorvolles, ebenso glaubwürdiges wie abgründig-aussagekräftiges Schauspiel zu kreieren, das den Theateralltag genau so humorvoll karikiert, wie es der Tragik des alternden Schauspielers gerecht wird. Die Theaterszene Bern und ihre jüngsten Entwicklungen

bekommen dabei ihr Fett ab, aber auch das Verhalten von Politik, Medien und Kritik. Das eigentliche Ereignis des Abends aber ist das hinreissende Rollenspiel von Hans-Joachim Frick, der mal den gesellschaftspolitischen Wüterich Bruscon, mal den resignierten, sich tapfer mit seinem Abschied und den unzähligen verhassten Rosensträssen herumplagenden Hagen verkörpert und der doch immer da am besten ist, wo er sich selbst, den begnadeten, mit unmittelbarer Präsenz, aber auch mit Charme und Liebesswürdigkeit ausgestatteten Mimen Hans-Joachim Frick spielt.

Markus Keller endet wie Bernhard damit, dass das angesagte Stück gar nicht aufgeführt wird. Er benötigt dazu aber keinen Blitzschlag wie der viel zu selten gespielte Österreicher. Es ergibt sich vielmehr schlüssig aus der Seelenlage der Hauptfigur, dass sie am Ende den Notausgang wählt und so den Abend platzen lässt.

Striptease als Geschenk

Noch etwas anderes aber unterscheidet die zwei Stücke: Während der Theatermacher sich grenzenlos über seine unbegabten Mitspieler ärgert, ist Markus Kellers dreidimensionale Hauptfigur mit einer ganzen Reihe adäquater Mitspieler umgeben: der munter-frischen Garderobiere von Christiane Wagner, dem zynisch-berechnenden Intendanten von Peter Bamler, dem solidarisch-herzlichen Schauspielerkollegen Kühn von Helge Herwerth und der Elevelin Linda Brandtner alias Anja Käsermann, die in den scheidenden Kollegen so sehr verschossen ist, dass sie nicht nur in Abschiedstränen ausbricht, sondern ihm auch einen veritablen Striptease zum Geschenk macht.

Theater an der Effingerstrasse. Bis 29. Juni. www.dastheater-effingerstr.ch

Fortsetzung von Seite 33

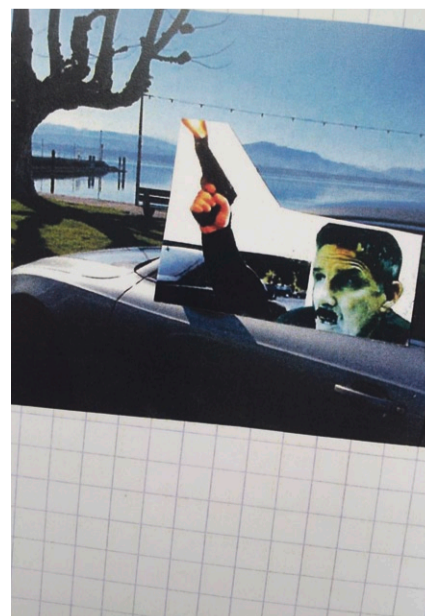
Der alte Mann und der See

Rolle ist dazu zu klein, auf der Internet-Movie-Data-Base bin ich nicht aufgeführt, ich bin leicht pikiert.

«Adieu au langage» ist das spartanische Gegenteil dessen, was man ein paar Wochen zuvor auf einem Zürcher Bauernhof mit ebenfalls renommierten Leuten wie Regisseur Dani Levy und Kameramann Philipp Zumbunn, unzähligen Fahrzeugen, Geräten, Scheinwerfern und einer professionellen Crew von über vierzig Leuten erleben durfte. Grund war der aufwendige Dreh eines fünfundvierzig Sekunden lang dauernden TV-Spots, in dem ich einen beschränkten Bauernsohn spielte. Doch im Widerspruch wurstelt die Wahrheit: Godard hat auch Werbung gemacht, für schnöde Jeans und nicht zu knappes Geld, wie man in der Branche munkelt.

Anfänglich, bei den ersten Drehtagen im Oktober, schien der Maître unnahbar. Ich hatte grossen Respekt vor ihm und fürchtete ihn ein bisschen. Er hatte ja Jean-Paul Belmondo beim Drehen von «A bout de souffle» in einer Zeit zusammengestaucht, in der ich noch in den Windeln steckte. Godard hat mich dann

Sonne brennt, Godards ewignasser Mantel dampft, ich packe meinen ganzen Mut zusammen, schlendere in einer Drehpause unauffällig an seine Seite und frage frech, was für eine Zigarrenmarke er rauche, sie rieche so gut - was gelogen ist, denn sie stinkt. Er blickt mir kurz in die Augen, wendet sich mürrisch ab, schlendert zum Kombi, öffnet die Hintertür und wühlt umständlich im Koffer



Die Szene in Godards selbst gebasteltem Drehbuch. Fotos: Daniel Ludwig

raum herum. Dieser Versuchsballon ist grandios geplatzt, denke ich und will enttäuscht von dannen ziehen. Doch dann kramt Monsieur Godard eine Ledertasche hervor, entnimmt ihr ein Holzkästchen, öffnet es, reicht es mir und sagt: «Je fume celles-là, Ludwig.» Es sind kubanische Partagas. Ich teile ihm erleichtert mit, ich hätte mal die Fabrik in Havanna besucht, da würden Arbeiter den Tabakbinderinnen aus Büchern vorlesen, sehr spannend.

Godard starrt mich mit wässrigen Augen an, mir friert das Blut in den Adern. Habe ich etwas Falsches gesagt? Wird er mir sagen, dass er mit Fidel Castro gefrühstückt hat? War er mit Che Guevara im Bordell? Ich bin auf alles gefasst. Godard grinst, ich halte den Atem an. «Ludwig, écoutes...» kichert er gedeht, «Tu connais cette blague juive?» «Nein», erwidere ich sinnlos. Er fährt fort: «Zwei alte Juden warten in einem Hinterhalt auf Hitler, um ihn zu töten. Sie sind ganz ruhig. Sie warten eine Stunde. Sie warten drei Stunden. Sie warten sechs Stunden. Hitler kommt nicht. Sagt dann der eine Jude zum anderen: Hoffentlich ist ihm nichts passiert.»

Godard prustet los, dreht sich um, schlendert langsam ans Ufergemäuer des Lac Léman bis knapp an dessen Rand, zückt seine kleine Kamera und fotografiert ein Kursschiff und zeternde Blässhühner.